ERICH WEINERT
10 JAHRE AN DER RAMPE

Wie ich Sprechdichter wurde

Im Winter 1920 führte ich ein einsames Leben. Ich unterrichtete an einer Kunstgewerbeschule und trieb wissenschaftliche Studien. Die Geschehnisse des Jahres 1918 und 1919 hatten mich zwar eine Zeitlang politisch aktiviert; aber die Leidenschaftslosigkeit – so schien es mir damals wenigstens –, mit welcher die deutschen Arbeiter es erduldeten, daß sie niedergetrampelt wurden, ließ mir kaum noch Hoffnungen auf eine mächtige revolutionäre Erhebung. Dieser Pessimismus neutralisierte mich jedoch nur auf der einen Seite. Als ich nämlich das Bürger- und Kleinbürgertum, das ich in meinem Umgang berührte, wieder in seiner ganzen feigen Arroganz und Verlogenheit sich restaurieren sah, reagierte ich mit Haß. Ich fühlte das Verlangen, diese patriotischen Gehröcke, die sich schon wieder, kaum, daß das Blut der Arbeiter getrocknet war, öffentlich mit den Emblemen der Reaktion versammeln durften, bis auf die Unterhosen auszuziehen, um sie dem Spott der Welt preiszugeben. Ich konzipierte Gedichtchen, in welchen ich sie lächerlich machte. Auf eines kann ich mich noch entsinnen, es war wohl das erste dieses Genres, in welchem ich einen blut- und bodenständigen Oberlehrer porträtierte. Es hieß „Der Akadem", und seine erste und letzte Strophe lauteten so:

In Rothenburg ob der Tauber,
Da sitzt ein Akadem;
Und was er fühlt, ist sauber,
Und was er denkt, System.

...

Er tunkt in seine Tasse
Ein ernstes Butterbrot.
Dann fährt er vierter Klasse
Ins teutsche Morgenrot.

Ich las es einigen Freunden vor. Sie sagten, das müsse man publizieren oder vortragen. Aber wie sollte das geschehen?

Zur Presse hatte ich keine Beziehungen. Ich schrieb eine Reihe solcher Gedichte. Sie blieben im Schubfach liegen. Immer wünschte ich mir, sie öffentlich vortragen zu können, um auf solche Weise zur Lächerlichmachung des reaktionären Ungeziefers beizutragen.
Durch einen Zufall erfuhr ich, daß in Leipzig ein politisch-literarisches Kabarett sich aufgetan hätte, das von dem damals bürgerlich-radikalen Hans Reimann geleitet wurde. Ich fuhr nach Leipzig, debütierte in der „Retorte" – so hieß das Brettl – und hatte so guten Erfolg, daß ich gleich in Permanenz engagiert wurde. Nach einigen Monaten hatte ich eine Gemeinde. Aber das Kabarett deformierte sich, aus Rücksicht auf die Messeonkels, zu einer pseudo-radikalen Literatenbörse. Ich schied aus.
In Leipzig hatte ich übrigens einige Male Gelegenheit, vor einem proletarischen Forum zu sprechen. Die Resonanz war nicht groß. Kein Wunder, denn ich sprach noch eine den Arbeitern fremde Sprache.
1922 erfuhr ich, daß man mich in einem Berliner literarischen Kabarett zu hören wünsche. Ich fuhr nach Berlin. Der Tatort war ein düsteres Café der Inflationsbohème. Ich trat trotzdem dort auf. Nach ganz kurzer Zeit vollzog sich nun eine Änderung im Charakter des Kabaretts. Die Gigolos verschwanden, und ein linksradikales Publikum stellte sich ein. Das Podium war zur politischen Tribüne geworden. Als wir es ganz erobert zu haben glaubten, verbot mir der Inhaber den Zutritt.
In diesem Kabarett lernte ich auch Redakteure der „Roten Fahne" kennen. Einer sagte: „Warum schreibst du nicht solche Gedichte, wie du hier vorträgst, für die ‚Rote Fahne'?"
„Am Schreiben liegt mir weniger", antwortete ich ihm, „ich möchte viel lieber in Versammlungen sprechen!"
Daraus wurde vorderhand noch nichts. Aber in dieser Zeit schrieb ich die ersten Gedichte für die „Rote Fahne".
Es waren zuerst die Sozialdemokraten und die Gewerkschaften, die mich für ihre Bunten Abende engagierten. Ich rezitierte dort unter anderem auch Gedichte gegen die SPD, wie z. B. das zum 1. Mai 1924, „Dereinst im Mai", das mit folgender Strophe schließt:

Noch einmal tragt die feierlichen Fackeln!
Die Reichswehr mit Musik ist auch dabei.
Wer weiß, ob uns nicht noch die Ärsche wackeln
Dereinst im Mai!

Die Gewerkschaftsproleten brüllten Beifall. Die Bonzen lachten noch mit. Sie schienen diese Backpfeifen noch für kabarettistische Lizenz zu halten, die weiter keine gefährlichen Folgen haben könne.
Allerdings holten sie mich dann immer seltener; sie mußten doch ein Haar in der Suppe gefunden haben. Mit einem Male war's ganz aus. Auf einem Unterhaltungsabend wurde mir vom Saale her stürmisch zugerufen, das Gedicht „Bannerträger der Republik" zu rezitieren. Das war eine Satire auf die SP-Führung; es heißt darin:

Denn wer es auf die Sympathiegewinnung
Des Gegners absieht, rede nicht so scharf.
Es bleiben ja, trotz taktischer Verdünnung,
Noch reichlich Bodensätze von Gesinnung.
Und das genügt schon für den Hausbedarf...

Auch wenn der alte Großpapa aus Eisen
Versehentlich an der Verfassung dreht –
Gott, auch ein Präsident kann mal entgleisen.
Und außerdem hat man Respekt vor Greisen.
Und einen Hang zur Objektivität.

Sie kriegen jeden Tag eins auf die Platten.
Doch ihre Politik ist unbeirrt.
Sie stellen sich bescheiden in den Schatten,
Den sie sich einst vorausgeworfen hatten,
Und der nun täglich immer länger wird.

Das ist die Politik der alten Garde.
Das Banner fällt, wenn nur die Mannen stehn.
Sie werden, mit wattierter Hellebarde,
Mit einem Trauerflor um die Kokarde
Und taktisch vornehm in die Binsen gehn!

Ich sprach es; der Saal donnerte. Aber danach hat man mich nicht mehr geholt! Nur die SAJ versuchte es noch einige Male. Bis sie eins auf den Deckel bekam.
1924 aber war ich in engere Berührung mit der Kommunistischen Partei gekommen. Klaus Neukrantz, der Autor der „Barrikaden am Wedding", schuf damals zusammen mit Piscator die neue Propagandaform der „Roten Revue". Ich wirkte darin mit. Wir zogen jeden Abend in einem anderen Saal Groß-Berlins auf.
In der Revue entstanden Kunstpausen. Um sie auszufüllen, sprang einmal John Heartfield, der auch mitwirkte, auf die Bühne und feuerte irgendeine Barrikadenhymnik ins Publikum, in der noch der Ton der überwundenen Proletkult-Ekstatik nachklang. Es schlug nicht mehr an.
„Der Ton ist falsch, Genosse!" sagte ich und sprang in der nächsten Pause auf die Bühne. Ich rezitierte ein Gedicht „Das wollen wir nicht vergessen", dessen Schlußstrophe, gegen die Sozialpatrioten gerichtet, so lautete:

Sie sabbern im Ministerium
Von nationaler Ehre.
Auf deiner Freiheit trampeln herum
Generale und Aktionäre!
Den Bauch gebläht,
Zylinder gehoben,
Und losgekräht!
Segen von oben!
Die haben sich nach der Decke gestreckt,
Gefeiert und gut gefressen!
Dich aber hat man ins Zuchthaus gesteckt!
Das wollen wir nicht vergessen!

Der Vortrag zündete. Der Genosse, der die politische Leitung unserer Revue hatte, rief: „Du mußt jeden Abend sprechen!" Nun fühlte ich mich erst in meinem Element. Und als an einem der nächsten Abende das Gedicht gegen den nächsten Krieg „Das Volk steht auf", das den Schluß hat:

Warum auch nicht Herr General!
Wir kommen auch das nächste Mal!

Doch unsre Freiheitsflinten,
Die schießen wir dann zielbewußt
Nach hinten ab, nach hinten!

einen Begeisterungssturm hervorrief, wußte ich, wohin ich jetzt und für alle Zeit gehörte.

Bald wurde ich von allen revolutionären Organisationen als Rezitator angefordert. Allerdings zuerst nur für Bunte Abende; denn damals war es noch nicht üblich, dem Dichter Raum in den Versammlungen zu gewähren, man rechnete seine rezitatorische Tätigkeit noch der mehr zirzensischen Form der Propaganda zu, die sich, wie man meinte, mit der traditionellen Würde des Referats nicht vertragen hätte.

Aber nach kurzer Zeit begann die Partei den attraktiven und später auch den propagandistischen und agitatorischen Wert solcher Rezitationen zu schätzen. Meine Vorträge wurden schließlich Bestandteil aller großen und repräsentativen Kundgebungen.

Da der Wunsch geäußert wurde, mich nicht nur eine viertel oder eine halbe Stunde im Rahmen der Kundgebungen zu hören, so entschlossen sich die Organisationen, Abende zu veranstalten, welche ich ganz allein mit meinen Vorträgen füllte. Es entstand die Form der sogenannten Weinert-Abende.

Mein Name drang schnell ins Land hinaus. Im Herbst 1925 absolvierte ich die erste Tournee eigener Abende, und zwar durch Niederschlesien. Der Erfolg war gut, obwohl ich das Gefühl hatte, daß ich, insbesondere in meinen Satiren, nicht so gut verstanden wurde wie in Berlin. Das mag einmal daran gelegen haben, daß diese Form der Propaganda außerhalb Berlins noch zu neu und fremd war, und dann daran, daß meine Sprache gegenüber der weniger entwickelten Auffassungsfähigkeit in provinziellen Gebieten noch nicht einfach und unspielerisch genug war. Aber ich lernte dabei: erstens eine Sprache sprechen, die mit der proletarischen Terminologie Wurzelverwandtschaft hat (das bedeutet nicht etwa Vulgarisierung), und zweitens immer demjenigen Thema Gestalt zu geben, das jeweils im Herzen der Arbeiterschaft lebendig aktuell war. Bei dieser Gelegenheit erkannte ich auch, daß die Verteidiger der Proletkult-Dichtung, die nur in „proletarisch" übertünchtem Literaturdeutsch sich manifestierte, die Intelligenz und Fassungsfähigkeit des proletarischen Hörers unterschätzt hatten. Ich will nicht leugnen, daß vordem auch ich nicht ganz frei war von dem Vorurteil, daß die geschliffenere literarische Form dem Allgemeinbildungsniveau des Arbeiterhörers nicht angepaßt sei. Dieses Vorurteil habe ich bald aufgegeben. Was der Arbeiter nicht verstand, waren nur gewisse sprachliche Verstiegenheiten, also eben die Dinge, die der Bürger mit besonderem Genuß goutiert. Damals lernte ich – und das ist mir später besonders klargeworden – mehr von meinen proletarischen Hörern, als sie von mir lernten. Ich gewöhnte mir an, während meines Vortrags aufmerksam die Resonanz der einzelnen Partien desselben zu beobachten. Und wenn bei einer Stelle, von der ich mir eine besondere Wirkung versprochen hatte, das Echo, das sich ja nicht immer in Zwischenrufen und Applausen, sondern meist nur in jenem imponderablen, aber dem Sprecher fühlbaren Mitschwingen ausdrückt, ausblieb, so wußte ich: Du hast einen falschen Zungenschlag. Ich verbesserte. So kam es, daß manche Gedichte nach mehreren Wiederholungen eine völlige Umgestaltung erfahren hatten. Zuweilen kam es auch vor, daß ich eine Stelle, die am Abend vorher versagt hatte, einfach wegließ und die Leere mit einigen improvisierten Versen füllte. Und die Improvisation wirkte oft stärker als das sorgfältig Vorgedachte. Sie wurde das Endgültige.

So lernte ich zu Proletariern sprechen. Das heißt: Ich lernte von ihnen. Wenn ich verbesserte, so vermied ich natürlich möglichst, die Verbesserungen auf Kosten des künstlerischen Niveaus zu machen. Manchmal ließen sich Vergröberungen nicht vermeiden, wenn dadurch ein Gedicht wesentlich verständlicher wurde. Der Vorliebe vieler Proletarier zum massiven Kraftwort habe ich, abgesehen von einigen wenigen Gedichten, wie z. B. dem „Roten Feuerwehrmann", nie Konzessionen gemacht. Es hat die fatale Eigenschaft des Schnapses, der zwar aufpulvert, aber nichts Geistiges hinterläßt.

Zum Schreiben meiner Gedichte habe ich gewöhnlich sehr wenig Zeit gehabt. Sobald ein politisches Ereignis eingetreten war, sollte es möglichst schon am gleichen Abend in einem Vortragsgedicht seinen Niederschlag finden. Je schneller unsere Analyse der Maßnahmen des Klassenfeindes an die Versammlungen herangetragen wurde, um so mehr wurden Unklarheiten in der Meinungsbildung verhütet. Was die Verständlichmachung unse-

rer Meinung betrifft, so schien mir das Gedicht, besonders das satirisch-analysierende, einen gewissen Vorrang vor dem Referat zu besitzen. Das Gedicht ermöglicht es, die Stimmung des Tages in eine kürzere Formel zu fassen, das Thema in übersichtlicher Gedrängtheit und die politische Quintessenz unmißdeutbarer darzustellen. Dieser Vorteil fiel besonders gegenüber solchen Hörern ins Gewicht, die eine geringe politische Schulung hatten. Ich habe die Hörer immer beobachtet, und es ist mir aufgefallen, wie schwer es ihnen oft fiel, die geistigen Elemente eines Referats zu verbinden, besonders, wenn es in abstrakter Thesensprache gehalten wurde, und wie hingegen das Gedicht weit unmittelbarer wirkte, da es ja die scheinbar zusammenhanglose Vielheit der Tagesereignisse im kleinsten Raum, wie in einem Brennpunkt, zu sammeln vermochte.

Beim Vortrag hütete ich mich, in den Fehler zu verfallen, der die Produktion der meisten rezitierenden Schauspieler so unerträglich macht, nämlich wie Gottvater aus den Wolken zu deklamieren, denen da unten etwas „zu bringen", wie die Deklamierhandwerker gern sagten, über die Versammlung hinwegzusprechen, das Gedicht gewissermaßen auf Händen, wie die Priester die Hostie, tragend. Ich versuchte so einfach und so intensiv wie möglich zu sprechen, die Versammlung anzusprechen. Und so sprach ich schnell an. Ich konnte an einem mir fremden Ort, vor einem Publikum, dessen Verständnisgrad ich nicht kannte und dessen mißtrauische Eisigkeit im Anfang ein kaltes Verhalten befürchten ließ, oft mit drei Worten einen Kontakt herstellen, der schnell die Hörer wie mich erwärmte. Die Schaffung der Spannung ging reziprok vor sich. In dem Augenblick, wo es mir gelang, die Hörer anzuwärmen, spürte ich auch sofort den Reflex dieser Wärme, der meine eigne Spannung erhöhte, was wiederum den Hörern spürbar wurde und sich bei ihnen in um so lebhafteres Mitschwingen umsetzte. Es war selten, daß ich am Schluß nicht einen begeisterungserfüllten Saal verließ.

Die Nachfrage nach meinen Vorträgen wurde immer größer. Ich war oft wochenlang auf Reisen und fuhr kreuz und quer, von einem zum anderen Ende des deutschen Sprachgebiets. Das war zuweilen ermüdend; es geschah zum Beispiel, daß ich an einem Abend in Danzig sprach, nach Schluß rasch in den Nachtschnellzug steigen mußte, um, ohne geschlafen zu haben, am

nächsten Abend rechtzeitig im Rheinland einzutreffen, und daß ich wieder anschließend mit dem Nachtzug abreisen mußte, um am nächsten Abend einen Vortrag in Oberschlesien zu halten. So habe ich in den letzten zehn Jahren weit über zweitausendmal an der Rampe gestanden; das Gebiet meines Wirkens erstreckte sich von Bremen bis Klagenfurt, von Gleiwitz bis Düsseldorf, von Luzern bis Danzig. Es gab viel Strapazen; aber sie wurden kompensiert durch das Glücksgefühl, das mich beseelte bei dem Gedanken, überall etwas von einer belebenden Kraft zurückgelassen zu haben, die die Schwankenden aktiviert.

Der weitaus größte Teil meiner Vorträge fiel natürlich auf Groß-Berlin. Hier hatte ich kaum einen Abend Ruhe. An manchen Tagen sprach ich in zwei, drei, vier Versammlungen, bei besonderen Gelegenheiten, wie am 1. Mai, bei RFB-Treffen usw. bis zu zwölfmal an einem Tage. In kleinen öffentlichen Zellensitzungen mit zwanzig Hörern habe ich ebensogern gesprochen wie in den Massenkundgebungen der Zehn- und Hunderttausende. Ein Schriftstellergenosse hatte über diese Frequenz einmal die etwas blasierte Äußerung getan: Keine Feier ohne Weinert. Er muß wohl den Sinn dieser Wirksamkeit verkannt haben; denn hätte er seine Ohren mehr in den Proletariervierteln gehabt, so würde es ihm nicht entgangen sein, daß es keine taube Saat war, die ich gesät hatte.

Wirkungen auf die Zuhörer

Bereits als ich die ersten Male vor dem Publikum stand, überraschte mich die Entdeckung, daß ich das Vermögen besitze, ein Auditorium in Spannung und Bewegung zu versetzen, ohne mich beim Vortrag probater Kunstmittel zu bedienen. Diese Wirkung mag ihre Ursache in meinem Bemühen haben, beim Vortrag immer die Empfindung zu reproduzieren, welche den Prozeß der Schaffung eines Gedichts begleitet hatte. Denn, wenn ich schrieb, so schrieb ich selten in der Absicht, einen interessanten Stoff in ein dichterisches Mosaik zusammenzuspielen, sondern in den meisten Fällen gedrängt von einer intensiven Lust, die so gut im Humor wie im Haß ihren Ursprung haben konnte. Es kam auf den Anlaß wie auf das anzugreifende

Objekt an, welche von den beiden Grundfarben, Humor oder Haß, einem Gedicht die Folie gaben. Beide Formen jedoch, die satirische wie die pathetische, hatten eine innere Affinität insofern, als sie das gleiche Ziel hatten: die Vernichtung des Vernichtungswürdigen.
Ich war mit einer Arbeit nie zufrieden, wenn sie im Kontemplativen, also Unleidenschaftlichen, das bei linksbürgerlichen Satirikern so beliebt war und sich gern in der melancholischen Ecce-homo-Pointe erschöpfte, befangen blieb und nicht zur politischen Sprengpatrone geworden war.
Je mehr es mir beim Vortrag gelang, dieselbe Spannung zu reproduzieren oder besser neu zu produzieren, die bei der Konzeption eines Gedichts mich ergriffen hatte, um so mehr vermochte ich auch die Hörer zu ergreifen. Es war mir bewußt geworden, daß Applausstürme, die oft den Charakter von Ovationen annahmen, nicht einer zufälligen Begeisterungsbereitschaft des Auditoriums, sondern vielmehr dieser meiner Fähigkeit zu verdanken waren, eine Haßleidenschaft, die ja auch in der Satire sich manifestieren kann, selbst in der literarischen Übersetzung in ihrer Ursprünglichkeit wirken zu lassen.
Viele Gedichte fanden den Weg zum Vortrag oft schon im Stadium des Rohbaus der Konzeption; sie waren nicht zur endlichen Form geschliffen worden, da der Anlaß von so enger Aktualität war, daß es sich nicht gelohnt hätte, dem vergänglichen Inhalt eine unvergänglichere Schale zu geben.
Solche Unfertigkeiten mögen einen Kritiker veranlaßt haben, mit einer in der „Roten Fahne" erschienenen Kritik meines Wirkens nicht einverstanden gewesen zu sein, in welcher es hieß:
„Von einer genialen Einfachheit in den verdichtet politischen Formulierungen die satirischen Gedichte von Erich Weinert. Er ist unser größter, mit den Mitteln der Dichtkunst arbeitender Agitator und Propagandist, ein politischer Dichter ganz großen Formats."
Er soll sich ausgedrückt haben, diese Gedichte seien doch weit mehr agitatorische Improvisationen als Kunst.
Den Anspruch, Kunst zu sein, haben die meisten meiner Gedichte gar nicht gemacht; sie genügten, wenn sie aufklärten, überzeugten und dem Schwankenden Richtung gaben. Wenn sie beim Vortrag die stürmische Zustimmung: So ist es! Sehr richtig! fanden, so hatten sie ihre politische Mission erfüllt. Nicht selten trug ich ein Gedicht nur ein- bis zweimal vor, dann war sein Anlaß bereits von neuen Geschehnissen überschattet.

Hätte ich alles, was ich geschrieben und vorgetragen habe, in der nötigen Muße ausreifen lassen können, damit es als Kunstkristall vor den „Akademikern" bestehen könne, so würde ich mich um tausend aktuelle, unmittelbare Wirkungen gebracht haben. Und auf diese kam es ja an, weit mehr als darauf, den Hörern Kunstwerke zu präsentieren.
Was die Hörerschaft betrifft, so wünschte ich mir immer am liebsten ein Auditorium, das nicht aus klassenbewußten Genossen besteht. Denn es lag mir nicht daran, den Starken das Evangelium der Kraft zu predigen; ich sah eine viel wichtigere Aufgabe darin, tief in alle diejenigen sozialen Schichten zu dringen, die von unserer Propaganda sonst nicht erreicht wurden.
Eines konnte ich und kann ich mir auch heute schwer erklären. Das ist die Anziehungskraft, die meine Vorträge, besonders in Provinzgebieten, auf Schichten auszuüben vermochten, zu denen wir sonst gar nicht hinlangten. Es erschienen zu meinen Abenden nämlich in vielen Gegenden weniger Kommunisten als vielmehr Indifferente, Mittelständler, Intellektuelle, Sozialdemokraten und Bauern. Aus der Presse konnten diese Schichten meinen Namen kaum kennen, da ich fast ausschließlich für die kommunistische Presse publizierte. Es ist nur so zu erklären, daß der Name sich im Lande von Mund zu Mund herumgesprochen hat.
Ich habe Wirkungen erlebt, die mich überraschten. In einem mecklenburgischen Landstädtchen wurde ich am Schluß meines Vortrags von einer Gruppe von Bauern, die aus der weiteren Umgebung herbeigekommen waren, begrüßt, die mir erklärten, daß sie zum erstenmal etwas über den Sozialismus gehört hätten, was Hand und Fuß hätte. In Österreich wurde ich meistens von Sozialdemokraten umdrängt, die mich ihrer revolutionären Solidarität versicherten. Ich erlebte Sympathiekundgebungen leidenschaftlichster Art, die oft coram publico demonstriert wurden, von Intellektuellen, Studenten, Kleinbürgern und anderen, die mir sagten, daß ich ihnen die Zuversicht zur kommunistischen Idee gegeben hätte.
Ich möchte nur ein Beispiel anführen von vielen Fällen ganz unerwarteter Wirkungen, die mein Vortrag auslöste: in Salz-

burg, einer katholisch-großbürgerlichen Stadt, hatte die Partei für meinen Vortrag den großen Kurhaussaal gemietet. Da es dort nur eine Handvoll Parteigenossen gibt, hatten wir uns auf einen fast leeren Saal gefaßt gemacht. Wie erstaunt waren wir, als er um acht Uhr bereits überfüllt war. Da war ein Gemisch von Proleten, Bauern, Bürgern und offensichtlich feindlichen Elementen. Ein Teil mochte gekommen sein, um zu stören oder die Sache auffliegen zu lassen. Das Ergebnis aber war, daß die Applause zum Schluß sich zur begeisterten Kundgebung steigerten und daß (völlig überraschend) siebenundzwanzig Besucher spontan ihre Aufnahme in die Kommunistische Partei Österreichs beantragten.

Ich habe auch Vorträge gehalten vor Auditorien, die sich nur aus bürgerlich-geistigen Kreisen zusammensetzten. Bei diesen Gelegenheiten bediente ich mich eines Rezepts, das sich als immer probat erwies: Ich drittelte mein Repertoire in kunstvolle Lyrik, politische Satire und agitatorische Gedichte. Waren die Hörer durch die beiden ersten Drittel zur unbedingten Anerkennung des Dichters bereit geworden, was ich an ihrer begeisterten Zustimmung erkannte, so riß ich sie plötzlich in die agitatorische Sphäre mit. Hier konnten sie sich nicht reservieren, um so weniger, als sie anerkennen mußten, daß die Propagierung der proletarischen Revolution nicht ein angeklebter Schwanz war, sondern die logische und organische Ergänzung meiner Kritik an der Gesellschaft. Mit dieser Methode gelang es mir, bürgerliche Vorurteile aufzulockern und manchen in bürgerlicher Philosophie Versponnenen für den kommunistischen Gedanken zu gewinnen.

In einer Diskussion wurde einmal der Einwurf gemacht, man solle doch nicht soviel Mühe daran verschwenden, nichtproletarische Schichten überzeugen zu wollen. Ich halte das für eine irrige Meinung. Uns sollte keiner, abgesehen von denen, die schon aus eingefleischtem Klasseninteresse unser Urfeind sind, zu schlecht sein, daß wir uns mit ihm beschäftigen. Wir brauchen viele, viele Partisanen.

Ich erinnere mich eines Vorfalls in einer Kleinstadt. Ein Polizeioffizier hatte meinen Vortragssaal ringsum mit einer Hundertschaft besetzen lassen. Der Veranstaltungsleiter war über diese Maßnahme sehr empört und wollte die Herausziehung der Polizeimannschaften fordern. Ich sagte ihm, daß das ein Fehler

sei; ich hätte großes Interesse daran, daß die Polizei dabliebe. Wir könnten uns doch eine so seltene Gelegenheit, legal unter der Polizei zu agitieren, nicht entgehen lassen. Ich schnitt nun meine Vorträge besonders auf die Polizei zu und bemerkte bald, was für aufmerksame Zuhörer ich in den Polizisten hatte. Aber was ich in ihren Gesichtern las, das hatte der Offizier auch bereits mit richtigem Instinkt herausgelesen; er gab einen Wink, und die Mannschaften mußten den Saal verlassen. Ich sah, wie ungern sie es taten.

Ähnliche Erlebnisse mit Polizisten habe ich nicht selten gehabt. Und es ist sogar einige Male geschehen, daß Polizisten, in einem Augenblick, als es niemand gewahr wurde, mir die Hand gedrückt und Rot Front gesagt haben.

Zum Schluß dieses Kapitels möchte ich noch der Äußerung eines höheren Polizeibeamten Erwähnung tun, die ich als eines der besten Zeugnisse dafür betrachte, daß ich meine Sache richtig gemacht habe, und auch dafür, welche Wichtigkeit unserer literarischen Agitation zukommen kann. Ein Freund schrieb mir nach meinem Vortragsabend in seiner westdeutschen Heimatstadt über seine Unterhaltung mit dem Polizeikommandeur des Ortes: „... Da sagte dieser Mann, der Dich an dem letzten Abend hier in seiner Eigenschaft als oberster Überwachungsbeamter gehört hat: ‚Ja – ihm fehlt der üble Hetzerton, aber seine Sachen sind viel mehr, denn sie gehen tief, tief. Ich kann mir vorstellen, daß jemand, der diese Dichtungen drei Abende hintereinander von ihm vorgetragen hört, unbedingt Kommunist werden muß. Denn dahinter steckt ein überzeugter Idealismus.'"

Nun, die Staatslenker haben diesen Idealismus nicht gern gesehen; und wir wissen warum. Sie wußten es auch. Und daher verfolgten sie mich mit einer fanatischen Verbissenheit.

HANS NEISS [RUDOLF BRAUNE]
EINER GEHT SEINEN WEG

Wir sind achtzehn und haben Land und Horizonte vor uns. Buddha, Fichte und eine gesicherte Beamtenlaufbahn, Schiller, Goethe, Toleranz, Respekt, Anstand und gute Sitten empfahl uns der Ältere. Der Ältere war vielleicht Oberlehrer, von außen

Erich Weinert

CAMARADAS

Ein Spanienbuch

1. bis 10. Tausend

 L. N. 141, 645/31/51
 Printed in Germany. Umschlagentwurf: Kollektiv Volkwelt
Satz, Druck und Einband: Sachsenverlag Werk Plauen (1)

An den Leser

Dieses Buch handelt vom Krieg in Spanien, der von 1936 bis 1939 währte.

An diesem Krieg habe ich als Freiwilliger von 1937 bis zu seinem Ende teilgenommen.

Alle Beiträge, die dieses Buch enthält, habe ich in Spanien geschrieben. Das Buch hätte ursprünglich viel mehr enthalten und ein anderes Gesicht haben sollen. Auch wäre es schon 1939 fällig gewesen. Auf die Umstände, die meine ursprünglichen Absichten vereitelten, werde ich noch zurückkommen.

Für notwendig halte ich in erster Linie ein Wort der Aufklärung über den Charakter dieses Krieges. Bis heute herrscht darüber in weiten Kreisen noch die (von den Faschisten gewünschte und daher genährte) Vorstellung, daß die „Roten" (womit man natürlich die Kommunisten meint) in Spanien 1936 einen revolutionären Putsch gemacht hätten, der dann von Franco niedergeschlagen worden wäre, wodurch der Eindruck entsteht, als sei dieser Inhaber der legitimen Macht und als seien die „Roten" die staatsfeindlichen Rebellen gewesen.

In Wirklichkeit hatte sich die bei den Wahlen vom Februar 1936 geschlagene monarcho-klerikale Reaktion unter Francos Führung gegen die Republik gesammelt, nicht ohne vorher in geheimer Abrede sich der militärischen Unterstützung der verkommensten Mächte Europas, Hitler-Deutschlands und Mussolini-Italiens, versichert zu haben.

Franco versuchte, sich am 18. Juli 1936 an die Macht zu putschen. Aber die Überrumpelung des Volkes, wie sie einem Mussolini und einem Hitler gelungen war, gelang ihm nicht. Das spanische Volk nahm den Überfall des Volksfeindes nicht wie ein Schicksal hin, es griff zu den Waffen und lieferte den Faschisten blutige Schlachten. Zum Unterschied von Deutschland, das 1933 den Faschisten keine geeinigte Abwehrfront entgegenstellen konnte, trat hier die mächtige Kraft der demokratischen

Einheit auf den Plan: Sozialisten, Kommunisten, Syndikalisten und Demokraten, die im Parlament die Mehrheit bildeten, schlossen ein brüderliches Kampfbündnis auf Leben und Tod.

Daß die Republik geschlagen werden konnte, nachdem sie sich zwei und ein halbes Jahr im leidenschaftlichen opfervollen Widerstand behauptet hatte, war weder Francos militärischer noch moralischer Kraft zuzuschreiben. Es war die massive militärische Unterstützung durch Hitler und Mussolini mit Truppen und schweren Waffen, denen die schlecht bewaffnete Republik nicht standhalten konnte.

Daß die Republik schlechter als ihre Feinde bewaffnet war und blieb, verdankte sie den heuchlerischen Regierungen der bürgerlichen Demokratie, die ihr den Kauf von Waffen verweigerten unter dem jesuitischen Vorwand, es handle sich da um einen Bürgerkrieg, und Lieferung von Waffen könnte als Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines Staates ausgelegt werden. Nein, das war kein Bürgerkrieg; in einem solchen hätte die Republik in wenigen Wochen gesiegt, es war ein Aggressionskrieg gegen die Republik, an dem die Faschisten offen, die bürgerlichen Demokratien heimlich teilnahmen. Was die kapitalistischen Länder zu dieser Haltung gegenüber Spanien bewog, liegt auf der Hand. Sie sahen in einem Spanien, in welchem der linke Flügel so stark war, daß mit der Enteignung der Großkapitalisten und der Aufteilung der Latifundien gerechnet werden mußte, eine Gefahr. Denn eine Demokratie neuen Typus, deren erste Umrisse schon erkennbar wurden, trug sicher den Bolschewismus im Schoße. Dann schon lieber Faschismus!

Aber Spanien war nicht verlassen. An seiner Seite stand die Solidarität der Antifaschisten der ganzen Welt. Von allen Kontinenten strömten Freiwillige zu den Fahnen der Republik. Die meisten kamen aus faschistischen oder kryptofaschistischen Ländern, aus Italien, Deutschland, Österreich, Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, China und anderen, die in der Heimat ein illegales Leben geführt oder in der Verbannung gelebt hatten. Hier gab es endlich eine Front, wo man dem Ungeheuer Faschismus nicht mehr mit papiernen Drohungen, sondern mit soliden Maschinengewehren zu Leibe rückte. Zu diesen Freiwilligen gesellten sich Männer und Frauen

aus Frankreich, der Schweiz, England, Amerika, Skandinavien und Holland, dem Ruf der internationalen Solidarität folgend. Diese Tausende von Freiwilligen waren die Kerne der sogenannten Internationalen Brigaden, die bis zum Ende des Krieges neben ihren spanischen Brüdern kämpften und fielen.

Im Frühjahr 1937 hatten Willi Bredel und ich Gelegenheit, nach Spanien zu gelangen, wo der Internationale Kongreß der Schriftsteller stattfinden sollte, zu dem wir neben anderen deutschen Schriftstellern delegiert waren. Einige von ihnen, wie Ludwig Renn, Hans Marchwitza, Bodo Uhse und Alfred Kantorowicz, waren bereits an der Front; Anna Seghers und Egon Erwin Kisch begegneten wir bei unserer Ankunft in Valencia.

Der Kongreß war eine manifestante Kampfansage an den Weltfaschismus. Noch kein Schriftstellerkongreß hat unter solchen Aspekten getagt. In Madrid donnerten die Geschütze der nahen Front in die Reden der Delegierten. Soldaten im Stahlhelm postierten sich mit den Fahnen der siegreichen internationalen Bataillone auf der Tribüne. Schriftsteller in Uniformen, von der Sonne der Front verblichen, traten ans Pult. Man brachte ihnen Ovationen dar.

Nach dem Kongreß meldete ich mich beim Oberkommando der Internationalen Brigaden zum Dienst an der Front. Mit meiner Verwendung in einer militärischenFunktion war man dort nicht einverstanden; es gäbe für einen Schriftsteller genügend Kulturarbeit an der Front und im Hinterland, auch wäre es notwendig, daß über diesen Krieg Bücher geschrieben würden von Dichtern und Reportern, die gleichzeitig militante Antifaschisten seien und keine gesinnungslosen Schlachtenbummler wie die bürgerlichen Büchermacher. Der Kommandant, ein alter deutscher Genosse, hatte recht; es galt, diesen Schlachtenbummlern, die eine Plage aller Stäbe wurden, das Terrain streitig zu machen, auf dem sie bereits ihre bekannten antikommunistischen Greuelschaubuden aufschlugen. Unsere Stimme war die der Wahrheit; wir mußten sie hören machen.

Ich erhielt die Qualifikation eines Mitarbeiters des Kriegskommissariats der Elften Brigade, die zu dieser Zeit, nach schweren, verlustreichen Kämpfen, bei Madrid in Ruhe lag. Als Kulturarbeiter hatte ich die

Freiheit, mich überall umzusehen, wo ich es für meine Arbeit für dienlich hielt. Ich verbrachte die anderthalb Jahre bis zum Ende des Krieges teils an der Front, teils im Hinterland. Zwei Aufgaben hatte ich mir gesetzt: mich der täglichen Propagandaarbeit für Front und Hinterland zu widmen und dem großen Erlebnis dieses Freiheitskrieges dichterischen Ausdruck zu geben. Die propagandistische Tätigkeit bestand darin, unter den Kameraden den Geist der Solidarität und der Zuversicht lebendig zu erhalten. Ich schrieb Lieder und Gedichte, die zum Teil ins Spanische übersetzt wurden, und übersetzte Dichtungen aus dem Spanischen, Russischen, Französischen und Englischen, die in aller Welt über den Kampf in Spanien geschrieben worden waren, und bereicherte damit auch unsere deutsche Spanienliteratur. An der Front mußte für Zeitungen geschrieben, mußten Wandzeitungen hergestellt, Bunte Abende mit der Bevölkerung veranstaltet werden. In den Lazarettorten und in den großen Zentren des Hinterlands wie in Barcelona und Valencia wurden Vorträge, Vorlesungen, Liederabende, Gedenkstunden vor deutschen und internationalen Kameraden abgehalten. Von den Sendern Madrid und Barcelona wurde nach Deutschland gesendet. Die ausländische Presse mußte mit wahrheitsgetreuen Reportagen beliefert werden. Es gab viel zu tun.

Wir deutschen Schriftsteller hatten uns vorgenommen, dieser imposanten Erhebung eines Volkes gegen den Versuch seiner Wiederversklavung in geschichtsschreibender oder dichterischer Form Ausdruck zu geben. Wir diskutierten oft über die Frage: Kann man als Dichter oder Reporter über die Fülle der andrängenden Erscheinungen und Erlebnisse schreiben, wie etwa der Journalist Impressionen sammelt und sie reproduziert? Soll man das sich Ereignende täglich in der Form des Tagebuches aufzeichnen, also nur chronikmäßig registrieren? Oder soll man nicht lieber Rohmaterial sammeln und später, wenn der ganze Geschichtsabschnitt aus größerem Abstand überschaubar geworden ist und das tausendfache Nebensächliche sich nicht mehr aufdrängt, das Aufgezeichnete am ruhigen Schreibtisch ordnen? Das letztere schien sich uns am meisten zu empfehlen, zumal wir alle die Erfahrung gemacht hatten, daß die Unruhe des Front- und Quartierlebens die zum Schaffen

notwendige innere Sammlung fast nie zuläßt. Kisch klagte einmal darüber, daß hier jedes Erlebnis, das nach literarischer Gerinnung drängt, oft schon durch ein neues, stärkeres verdunkelt würde und man mit der Zeit statt ausgereifter Formen nur Torsi und Fragmente in der Hand habe. Von einem anderen Kameraden, ich glaube, es war Marchwitza, hörte ich einmal die resignierte Äußerung, daß alles Geschriebene doch nur ein blasses Abbild des Erlebten bedeute. Schließlich wurde die wichtige Frage aufgeworfen: für welches Publikum schreiben wir eigentlich? Wer liest uns denn? Zu wem sprechen wir Deutsche wirklich? Unser Volk kann unsere Stimme nicht erreichen. Allenfalls lesen uns unsere Genossen, die im Exil leben. Die paar deutschen Emigrationszeitungen hatten keinen Wirkungsradius. Für deutsche Bücher gab es außerhalb Deutschlands nur einige Verlage. Wir trösteten uns damit, daß nach dem Sieg über den Faschismus in Spanien auch der Tag kommen müsse, wo unser Volk auch seine Henker verjagen werde. Dann würden wir im freien Deutschland von Spanien erzählen und von unseren tapferen Brüdern, die, vor Madrid verblutend, die Ehre unseres Volkes retteten. Aber die Geschichte ging einen unerwarteten Weg.

In den anderthalb Jahren meines Aufenthalts in Spanien habe ich nicht wenig geschrieben, vieles aufgezeichnet und gesammelt. Alles, was an Gedichten, Liedern, Erzählungen, Szenen, Reportagen, Übersetzungen und anderem mir druckwürdig schien, hatte ich bereits im Herbst 1938 zusammengestellt, um es als Buch bei einem deutschen Verleger in Barcelona, der sich einen guten Absatz davon versprach, unter dem Titel „Camaradas“ herauszubringen. Damals aber begannen die Druckereien wegen Mangels an Strom, Papier und Menschen schon auszusetzen. Außerdem trat der Krieg in eine kritische Phase, wo es um andere Dinge ging. Das Manuskript kam wieder in den Koffer, der sich schon mit Aufzeichnungen, Dokumenten, Ausschnitten, Entwürfen und Bildern gefüllt hatte.

Es kam die Zeit, wo die Soldaten der Internationalen Brigaden kaltgestellt wurden. Die Regierung Negrin hatte beim Nichteinmischungskomitee in London wegen der Einmischung Hitlers und Mussolinis

Beschwerde geführt. Die Antwort war, daß das Komitee der Einmischung ein Ende setzen werde, aber auch der Einmischung durch die Teilnahme von Ausländern am Krieg auf der republikanischen Seite. So mußte die Regierung uns demobilisieren, wodurch das Kräfteverhältnis der Kriegführenden für die Republik noch ungünstiger wurde. Daß Franco natürlich nicht daran dachte, die deutschen und italienischen Legionen zum Abzug zu nötigen, versteht sich am Rande.

Im Februar 1939 war der Krieg zu Ende. Nach Österreich und der Tschechoslowakei hatten die bürgerlichen Demokratien nun auch Spanien dem Faschismus ausgeliefert.

Unser Empfang in Frankreich fand nicht, wie wir es uns einst ausgemalt hatten, im großen Vélodrome d'Hiver in Paris statt, sondern in einem Konzentrationslager an der Mittelmeerküste. Mein Manuskript- und Dokumentenkoffer wurde mir dort geraubt. Ich erzähle davon im letzten Kapitel dieses Buches. Daß die Beiträge, die es enthält, gerettet wurden, verdanke ich dem Umstand, daß ein Teil bereits ins Ausland verschickt und dort zum Teil in Zeitschriften veröffentlicht worden war und ein weiterer Teil sich in meinem Marschgepäck befand, das ich als Bündel unter dem Arm trug.

Alles übrige ist verlorengegangen.

In Spanien hatte ich mir vorgenommen, mich, falls es mir gelänge, nach Moskau zurückzukehren, sofort an das projektierte Buch „Camaradas" zu machen, das aber nur zu einem kleineren Teil Gedichte, Erzählungen und Reportagen, zu einem weit größeren aber alles, was in diesen Jahren in meinem Gesichtskreis sich ereignete, enthalten sollte. Dieser Teil sollte nichts als erzählen, aber nicht in der Art eines Tagebuches das Wahrgenommene in zeitlicher Folge schildern, vielmehr in der Form einer breiten dichterischen Darstellung, die den Leser dieses großartige und erregende Stück Geschichte miterleben lassen sollte. Was wäre da nicht alles zu erzählen gewesen vom Enthusiasmus eines erwachten Volkes, das sich für seine junge Freiheit schlägt, das verlernt hat, die Mütze vor Pfaffen und Granden zu ziehen, dessen Bauern sich eigenmächtig Streifen

abschnitten vom Überfluß des Herrenlandes, damit ihre Kinder Brot haben. Wie vieles wäre zu erzählen gewesen vom neuen Leben, das mit neuen Liedern durch das Land geschritten kam, vom flammenden Haß gegen uralte grausame Ordnungen. An vielen Beispielen hätte ich zeigen mögen, wie schnell ein Volk reifen kann, wenn es sich seiner Kraft bewußt wird, wie mit kühnem Schritt es Epochen zu überschreiten vermag (ich denke an ein Stalinbild in einer armen Bauernstube über dem uralten tönernen Öllämpchen aus der Vorzeit). Ich hätte von jungen Soldaten und alten Bauern erzählen mögen, die am Tage kämpften und unter Feuer ihre Äcker bestellten und abends in den Klassen der Dorfschulen saßen, um lesen und schreiben zu lernen. Vom Heldentum der Soldaten der Volksarmee und ihrer internationalen Kameraden gab es unzählige Zeugnisse, die in eine solche Erzählung gehört hätten. Von der Tätigkeit unserer offenen und heimlichen Widersacher, von Hitleragenten, Trotzkisten und anderen Zersetzern in unseren Reihen hätte ausführlich berichtet werden müssen, belegt mit Protokollen und Dokumenten. Auch von großartigen Menschen, von Freunden und Genossen war viel zu erzählen. Ich denke an Begegnungen mit spanischen Dichtern, wie mit dem feurigen Rafael Alberti und seiner schönen Gefährtin Maria Teresa León, mit dem alten begeisterten Luis de Tapia, mit vielen jungen Dichtern und Musikern, die Kampflieder schufen. Vom Leben und Wirken meiner deutschen Kameraden hätte ich vieles zu berichten gehabt, von Ludwig Renn, dem mutigen Kommandeur, Vorbild an Kameradschaftlichkeit und Bescheidenheit, von Willi Bredel, dem tapferen Kommissar des Thälmann-Bataillons, der, am ersten Tage an der Front, ohne je einen Krieg aus der Nähe gesehen zu haben, an Stelle des neben ihm gefallenen Bataillonskommandeurs das Bataillon zum Sturm auf Quinto führte, von Hans Kahle, der bis zum letzten Tage des Krieges eine Division kommandierte, von Egon Erwin Kisch, der im Schneegestöber der Teruelschlacht durch die Trümmer kroch und Notizen aufzeichnete, von Hans Marchwitza, Eduard Claudius und Bodo Uhse, die im Feuer der Front ihre Erzählungen schrieben, von Alfred Kantorowicz, der an der Front und aus den Archiven mit dankenswertem Fleiß Material für eine künftige Geschichte der Internationalen Brigaden zusammentrug und bewahrte, von Franz Dahlem, der unermüdlich um

die politische Moral der Genossen und um die Festigung der Einheitsfront besorgt war, von Ernst Busch, der nicht nur mit Liedern und Gedichten auftrat, sondern auch Schallplatten und Liederbücher unter großen technischen Schwierigkeiten herstellte und bei Veranstaltungen oft Dekorationen und Kulissen mit eigener Hand sägte und nagelte. Ich hätte von Begegnungen erzählen wollen mit deutschen Sozialdemokraten, mit denen wir hier zum ersten Male uns sachlich und kameradschaftlich auseinandersetzten; ich denke im besonderen an Erich Kuttner, der unsre Einheit mit Leidenschaft verfocht und uns beschwor, nach der Liquidierung des Faschismus nie wieder eine Spaltung der Arbeiterklasse zuzulassen. Von wie vielen anderen Begegnungen wäre nicht zu berichten gewesen!

Im Sommer 1939 saß ich wieder an meinem Schreibtisch in Moskau. Der Plan der großen Erzählung über den spanischen Krieg mußte aufgegeben werden, da alle meine Aufzeichnungen, Entwürfe und Dokumente verloren waren. Es blieb also nichts übrig, als aus dem, was noch da war an Gedichten, Erzählungen, Szenen und Reportagen, einen Sammelband zusammenzustellen. Nun aber drängte sich die Frage wieder auf: für welche Leser? Ein solches Buch, in Moskau deutsch erscheinend, erreichte nur deutschlesende Sowjetleser und bestenfalls ein paar Deutsche in der westlichen Emigration. An die Deutschen in Deutschland konnte es ja nicht gelangen.

Über all diesen Erwägungen brach der zweite Weltkrieg aus. Hitlers Kolonnen stampften durch Europa. Vor dieser kontinentalen Apokalypse schrumpfte der spanische Krieg zu einem Lokalereignis zusammen.

Der Plan zu einem Spanienbuch wurde fallengelassen. Ich hatte ihn auch nicht wiederaufgenommen, weil die Welt, besonders seit dem Einbruch Hitlers in die Sowjetunion, andere Dinge bewegten als der fast schon vergessene kleine spanische Krieg. Auch beschäftigten mich wichtigere Aufgaben.

Heute rückt Spanien wieder in unser Blickfeld. Die neuen Kriegsmacher, die es heute umwerben, sind die alten „Nichteinmischer", die seinerzeit den Sieg des Faschismus an diesem Ende Europas brauchten

und zu ihm verhalfen. Deshalb gewinnt auch die Geschichte Spaniens in den Jahren 1936 bis 1939 wieder an Bedeutung. Heute, wo der Weltfaschismus zu neuem Schlage ausholt, sollten wir uns der mächtigen Kraft erinnern, die im spanischen Krieg ihre Feuerprobe bestanden hat: der Solidarität der Völker. So brauchen gerade wir Deutsche heute den Geist der kämpferischen Einheit gegen die Mächte des Krieges und des Faschismus. Und diesen Geist lebendig zu machen, soll auch dieses Buch mit beitragen.

Berlin, März 1951

Erich Weinert

Erich Weinert

DER ROTE FEUERWEHRMANN

Für eine politische Revue

Hallo, hier geht es drauf und dran!
Wo brennt's im Land, wo wackelt die Wand?
Ich bin der rote Feuerwehrmann!
Wir halten stand, den Hydrant in der Hand!
Wo ist Alarm? Immer umgeschnallt!
Wem ist zu warm? Dem geb ich kalt!
Wo die vaterländische Flamme blakt,
wo die Schupo auf die Proleten drescht,
da wird rangehakt,
da wird gelöscht!
Wo's quiemt in der deutschen Kaffeemütze
vor lauter Kriegsbegeisterungshitze,
immer ran mit der Spritze!
Wo sich die Stahlhelmkadetten besaufen
für Kirche und Kapital,
da nehmen wir sie untern kalten Strahl!
Da lernen sie laufen!
Achtung, wer hier mit dem Feuer spielt,
der wird abgekühlt!
Die Fratzen mit den Etappenmonokeln,
die sollen uns nicht die Bude verkokeln!
    Straße frei! Wir rücken an!
    Platz für den roten Feuerwehrmann!

Bei Tag und Nacht geht's feste ran!
Mit Herz und Hand! Da wackelt die Wand!
So lebt der rote Feuerwehrmann,
mal durchgebrannt und mal abgebrannt!
Wer unsre Fahne in Brand gesteckt,
dem schlagen wir die Fassade ein!
Wir sind Soldaten ohne Respekt
und wollen es sein!
Wir pfeifen auf jede Ordnungsstütze!
Und qualmt der Spießer aus jeder Ritze,
immer ran mit der Spritze!
Wo es mufft nach altem Weihrauchduft,
da machen wir frische Luft!
Der Ministerbonze mit Ordensschmuck,
der kriegt eins auf den Zünder!
Ein Strahl mit drei Atmosphären Druck!
Immer runter mit dem Zylinder!
Mit Gott für König und Vaterland?
Jawohl, mit dem Beil in der Hand!
Nur keinen blinden Alarm gezogen!
Sonst werden die Fensterscheiben verbogen!
    Straße frei! Wer hat, der kann!
    Platz für den roten Feuerwehrmann!

Mal geht es los, mal fängt es an!
Dann kommt der Krach! Da wackelt das Dach!
Hallo, der rote Feuerwehrmann!
Den ersten Schlag! Immer feste nach!
Paläste stürzen, die Straße brennt!
Es qualmt und stinkt im Parlament!
Wie stehn die Kurse? Die Börse brennt!
Letzte Notierung! Die Welt ist kaputt!
Bis zum letzten Prozent
alles Dreck und Schutt!
Das Zuchthaus brennt, es brennt die Kaserne!
Sprengkapseln ran! Hier krachen Konzerne!

Die Menschenschinder an die Laterne!
Wir schlagen die alte Welt in Stücke!
Und wenn die letzte Zwingburg fällt,
dann rauf auf die Trümmer, und ran mit der Picke!
Dann bauen wir uns eine neue Welt!
Straße frei! Wer fängt hier an?
Platz für den roten Feuerwehrmann!

1925

Erich Weinert

STADTBAHNBOGEN 314

Im Ulap brummt das Orchester.
Von drüben, in Moabit,
bimmeln die Glocken Silvester.
Am Stadtbahnbogen,
wo der kalte Wind um die Ecke zieht,
da sind die toten Proleten
zur Musterung angetreten,
in Reih und Glied.

Und wie der Wind durch die Rippen saust,
hebt einer die Knochenfaust:
„Kameraden, da drüben ist Tanzmusik!
Wir sind nicht mit eingeladen.
Sie hat uns vergessen, die Republik.
Prost Neujahr, Kameraden!
Wir pfeifen uns selber ein tolles Lied,
unterm Stadtbahnbogen 314
in Moabit!"

Nun hocken sie auf den Wirbelsäulen
und lassen den Wind durch die Zähne heulen.
„Prost Neujahr, Kameraden!
Wißt ihr noch?
Beim Marstall, am Schloß, auf den Barrikaden?
Da drüben in der Kaserne?
Hundertzwanzig Proleten in einem Loch!
Dreißig Mann auf die Karre geladen!
Wie sie uns nachts bei der Taschenlaterne
hier eingebuddelt in Reih und Glied,

unterm Stadtbahnbogen 314
in Moabit?"

Da klirrten die Knochen vor wildem Gelächter.
„Prost Neujahr, die deutschen Proletenschlächter!
Der Punsch, den sie heute trinken,
der soll ihnen nach Verwesung stinken!"
Und einer setzte den Schädel aufs Knie:
„Kameraden, ich liege in der Anatomie.
Der Professor kratzte an mir herum.
Dann hat er mich in den Kasten geschmissen.
Sie wollen von uns nichts mehr wissen.
Sie sagen: Die Toten sind stumm!"

Da ging ein neues Gelächter um.
‚Hört ihr, Kameraden? Die Toten sind stumm!
Heut sitzen die Herren drüben im ‚Eden'
und wollen nicht hören, wie laut wir reden."

Doch plötzlich in ihr Gelächter drang
von der Straße her ein dunkler Gesang.
Da schwiegen die Toten mit einem Male.
Es war das alte, herrliche Lied:
„Völker, hört die Signale!"

Da gingen sie still zu Grabe in Reih und Glied,
unterm Stadtbahnbogen 314
in Moabit!

1929

Erich Weinert

DAS WUNDER VOM 1. MAI 1929

Die Schupo stand voll Todesmut
im Kampf mit den roten Verbrechern;
die schossen nämlich in toller Wut
von allen Löchern und Dächern.
Doch die Schupo stand und wankte nicht.
So steht es im Polizeibericht.
Viel tausend Kugeln sausten vorbei,
    doch die Polizei
    blieb ruhig dabei
und machte höflich die Straße frei.

Da sprach der Kommandeur von Berlin,
man hörte die Stimme beben:
Nun müssen wir doch die Pistolen ziehn,
sonst bleibt kein Schupo am Leben!
Doch bitte schießt nicht auf Menschen! Ihr wißt,
daß ein Schreckschuß ebenso wirkungsvoll ist.
Nun schoß man ein Schüßchen oder zwei.
    Und die Schießerei
    war bald vorbei.
So vornehm benahm sich die Polizei.

Und als man dann das Schlachtfeld besah,
da waren viel Tote zu melden;
und hundert Verwundete lagen da.
Da haben die Schupohelden
den letzten Rest ihrer Mannschaft gezählt,
und siehe – kein einziger Schupo fehlt!
Hundert Proleten in einer Reih!
Von der Polizei
war keiner dabei!
Das war das Wunder vom Ersten Mai.

1929

Erich Weinert

DAS LIED VON DER RATIONALISIERUNG

Du stehst an der Stanze und machst deinen Kram,
pro Tag fünftausend Beschläge.
Und kommst du nach Haus, bist du krumm und lahm.
Man wird eben älter, Kollege!
Und eines Tags kommt der Ingenieur:
„Wir kriegen jetzt neue Maschinen
mit automatischem Transporteur;
da können Sie gleich zweie bedienen."
Dann holt er sich deinen Nachbarn ran:
„Ja, wir müssen Sie leider entlassen, Mann!"
Dann machst du die Arbeit für zweie.
Die Arbeit für zwei, doch für einen der Lohn!
Und bleibst du hinter der Kalkulation,
dann bist du an der Reihe!
Aber der Betrieb geht wie geschmiert.
So wird rationalisiert!
Und denkst du, du stehst noch fest im Betriebe,
da stehst du schon draußen mit einem Fuß,
am Schalter der amtlichen Nächstenliebe.
Heute ist der's, und morgen bist du's!
Dann heißt's: „Hier haben Sie Ihr Papier.
Nun rücken Sie die Maschine aus!
Und nun machen Sie, daß Sie rauskommen hier!
Raus!"

Du stehst auf der Straße. Du kommst nach Haus.
Deine Frau, die zittert vor Schrecken.
Du packst deine letzte Lohntüte aus:
„So, nun können wir langsam verrecken!"

Die Kinder haben nichts anzuziehn.
Nächsten Freitag kassiern sie die Miete.
Und der Hauswirt, der hält sich an den Termin.
Schöne Aussicht mit Gottes Güte!
Im Nebenhof ist der Gerichtsvollzieh'r,
der schmeißt 'ne Familie aus ihrem Quartier
mit den Habseligkeiten ins Freie.
Kollege, das ist dann das Ende vom Lied:
Bald kündigen sie auch dir den Kredit.
Dann bist *du* an der Reihe!
Aber das Gericht bleibt ungerührt.
Wer nicht zahlt, wird exmittiert!
Du guckst auf den Hof und besiehst dir den Jammer,
und winkst einen traurigen Abschiedsgruß.
Wie lange bist *du* noch in Küche und Kammer?
Heute ist der's, und morgen bist du's!
Dann heißt's: „Sie beziehn im Asyl Quartier
und die Kinder im Fürsorgehaus!
Und nun machen Sie, daß Sie rauskommen hier!
Raus!"

Proleten, das ist euer tägliches Los!
Es fragt sich, wie lange ihr mitmacht!
Das Gesindel braucht euch so lange bloß,
solange ihr ihm den Profit macht.
Ihr habt ihnen doch die Maschinen gebaut,
womit sie Millionen verdienen!
Dafür habt ihr trockenes Brot gekaut.
Sie gehören *euch*, die Maschinen!
Und euch gehört das Land überhaupt,
und was sie euch alles gestohlen, geraubt,
die kapitalistischen Haie!
Doch wenn ihr entschlossen zusammensteht,
dann wird das Obre nach unten gedreht.
Und dann sind *die* an der Reihe!

Jeder Kapitalist wird exmittiert!
So wird rationalisiert!

Dann fliegen die Fettsäcke auf die Straße.
Genossen, dann drehen wir um den Spieß.
Dann wird gemessen mit gleichem Maße.
Heute warst du's, und morgen sind die's!
Dann heißt's: „Meine Herren, jetzt bestimmen *wir!*
Mit der Ausbeuterei ist es aus.
Und nun machen Sie, daß Sie rauskommen hier!
Raus!"

1930

Erich Weinert

WER SCHÜTZT EUCH, KAMERADEN?

Als sie über euch herfielen in der Nacht,
wo war denn die Polizei?
Die hat sich ja weiter nichts gedacht,
als daß die Nazis einen Spaziergang gemacht!
Und als sie hörte das Mordsgeschrei,
da dachte sie auch nichts weiter dabei.
Doch als Hilfe kam aus dem Nachbargebiet,
da griff sie energisch ein.
Denn daß den Nazispaziergängern was geschieht,
das darf nicht sein!

Und was hat die Presse der eisernen Front erklärt?
Was schrieben „Vorwärts" und „Morgenpost"?
Daß ihr Felsenecker die Angreifer wärt
und mit Pistolen auf die Spaziergänger schoßt.
Die hatten ihr Vorurteil schon gefällt
und sich auf die Seite der Nazis gestellt.
Und sperrte auch der Staat die Mörder nicht ein,
so schien das doch ganz in der Ordnung zu sein.

Habt ihr gehofft, daß ihr vor Gericht
euer Recht bekommt?
Nein, Kameraden, täuscht euch nicht!
Hier arbeiten sie genau so prompt
wie alle Organe der herrschenden Klasse!
Sie wissen genau, wer auf sie zählt.
Sie hassen euch mit demselben Hasse,
der Hitlers Kapitalisten beseelt.

Und wenn sich wieder eines Nachts im Gesträuch
die braunen Wegelagerer verstecken,
um euch von hinten niederzustrecken –
wer ist dann da zum Schutz für euch?

Die Polizei?
Die steht euch wie in Felseneck bei!
Die Presse der Demokratie?
Ihr seid doch nur Gesindel für sie!
Oder gar das Gericht?
Kameraden, das glaubt ihr doch selber nicht!

Niemand schützt euch, Genossen,
wenn ihr den Selbstschutz nicht organisiert!
Erst wenn die mächtige Front geschlossen,
wird das Mordbanditentum liquidiert!
Ganz gleich, ob du Parteiloser bist,
ob Sozialdemokrat oder Kommunist –
wer ein klassenbewußter Arbeiter ist,
der reiche dem Bruder die Bruderhand!
Erkämpft euch gemeinsam ein Land auf Erden,
wo Arbeiter nicht mehr erschlagen werden,
ein sozialistisches Vaterland!

Oktober 1932

Erich Weinert

DIE KINDER DER ELFTEN BRIGADE

s Leben eines Soldaten im Kriege ist ein schweres
n. Die Internationale Brigade kann ein Lied davon
n. Seit einem Jahr steht sie im aufreibenden Kampf
lem fauchenden faschistischen Ungeheuer, das seine
enarme um Madrid zu schieben versucht. Tag für
erlitten die Kameraden Strapazen, Entbehrungen,
cken und Verluste. Wir hatten im Weltkrieg erfah-
wie das Massenmorden mit der Zeit nicht nur die
r, sondern auch die Seelen zerstört. Wir sollten mei-
daß die Furchtbarkeit des Erlebnisses, die tägliche
wißheit, wieder lebend oder unverkrüppelt aus dem
zu kommen, die Überspannung der Nervenkräfte,
igliche Anblick von Blut und Leiden die Wärme des
chlichen Herzens erkalten und die Seele stumpf
en müßte. Ja, das könnte wohl geschehen bei einer
pe, die auf höheren Befehl in die Schlacht geschickt
ohne den Zweck des Opfers zu begreifen, das man
bringen zwang. Aber unsere spanische Freiheits-
, unsere Internationale Brigade, zeigt keine Spur
r Zerstörung. Der Verlust an seelischen Kräften
immer nachgefüllt aus der unerschöpflichen Kraft,
dem Bewußtsein ruht, für die gerechteste und
e Sache der Menschheit im Kampf zu stehen.
habe manche Abende in den Bataillonen und der
le verbracht und war erstaunt über die ungebro-
Vitalität, ja Fröhlichkeit der Kameraden. Keiner
nnen weiß, ob er diesen Krieg lebend überstehen
denn es stehen noch härtere Tage bevor; aber in
lebt der optimistische Gedanke: wir werden sie-

gen! Daher hat auch dieses grauenvolle Erlebnis ihre Herzen nicht abzustumpfen vermocht; sie sind heiß und empfindungsfähig geblieben wie in den ersten Tagen des Krieges.

Der Soldat der Freiheit führt nicht nur Krieg gegen die Unmenschlichkeit; er ist auch Pionier und Erbauer neuer Kultur und Menschlichkeit. Die Internationale Brigade hat sechzig Kinder gesammelt, die der Krieg heimat- und elternlos gemacht hat. Für die vielen Leben, die unsere Brigade in den Schützengräben opfern mußte, schafft sie neues Leben. Der Politkommissar der Brigade, Heiner, ein Mann mit väterlichem Herzen, hat ein von einem spanischen Granden verlassenes Schloß bei Madrid als Kinderheim einrichten lassen. Das Schloß ist wunderbar in einem Steineichenwald gelegen, kühl und geräumig.

Die Brigade hat dem Kinderheim den Namen Ernst Thälmann gegeben.

An einem Sonntag wurde es feierlich eingeweiht. Soldatendelegationen waren von der Front, eine Reihe von Journalisten aus Madrid gekommen. Bei unserer Ankunft tobte eine Wolke von Kindern um uns herum, lachend und übermütig, braungebrannte und wohlgenährte Jungen und Mädchen. In Heiner, dem Politkommissar, sehen sie alle ihren Vater. Die Kinder hängen mit besonderer Liebe an ihm. Es gab ein großes Festessen im Rittersaal.

Die lachenden Kinder des „hogar de los niños" (Kinderheims) Ernst Thälmann waren uns allen wie eine Vorahnung eines friedlichen, freien Spaniens, das einmal kommen wird; und unsere Kinder, die Kinder der Brigade, werden ihre Soldatenpaten nie vergessen, auch wenn diese schon längst in andere Länder heimgekehrt sein werden.

Erich Weinert

LIED DES BATAILLONS EDGAR ANDRÉ

Als Franco Spanien überfiel,
Da stand die Freiheit auf dem Spiel,
Die unser aller ist.
Drum setzte sich die Welt zur Wehr.
Wir kamen über Land und Meer.
Pack dein Gepäck, Faschist!
Die Freiheit ist unser Gefährte.
Es kämpft in ihrem Geist
Das Bataillon, das kampfbewährte,
Das Edgar André heißt.

Als vor Madrid sie standen schon,
Stand auch das André-Bataillon
Und schlug sie übern Fluß.
So hielten wir den Feind vom Land,
Mit Spaniens Brüdern Hand in Hand,
Gewehr bereit zum Schuß.
Die Freiheit ist unser Gefährte.
Es kämpft in ihrem Geist
Das Bataillon, das kampfbewährte,
Das Edgar André heißt.

Es kommt der Sieg, es kommt der Tag,
Da führen wir den letzten Schlag.
Des Feindes Fahne fällt.
Und ist erst Spaniens Erde frei,
Dann kommt auch Deutschland an die Reih.
Und glücklich wird die Welt.
　　Die Freiheit ist unser Gefährte.
　　Es kämpft in ihrem Geist
　　Das Bataillon, das kampfbewährte,
　　Das Edgar André heißt.

Erich Weinert

DAS LIED VON DER ROTEN FAHNE

Wenn das Volk aus Kellern und Schächten
aufstand, aus den Kasernen des Tods,
stand sie über den rauchenden Nächten,
erste Flamme des Morgenrots.
Über Straßen und Plätzen
rief sie das Volk zum Appell,
über Blut und Entsetzen
stand sie verkündend und hell.

In das Kampflied der Arbeitergarden
brauste sie ihren Feuerfluch.
Über den Särgen der Kommunarden
lag sie, ein blutendes Leichentuch.
Doch sie erhob sich wieder
über Vernichtung und Pest,
in die Herzen der Brüder,
feuriges Manifest!

Immer wieder im Kampf sich erneuernd,
rief sie die Massen zum Widerstand.
Immer den Schritt des Aufruhrs befeuernd,
ging sie im Kampfe von Hand zu Hand.
Oft zertreten, zerschossen,
fiel sie in Blut und Dampf.
Aber die letzten Genossen
trugen die Fetzen zum Kampf.

Hat die Schänder des Rechts erschlagen.
Hat die Feinde des Volkes entthront.
Und von seinen Bastionen
flammt die Fahne ins Land
der erwachten Millionen,
die ihre Götzen verbrannt.

Das ist das Lied von der roten Fahne,
das den entbrennenden Morgen verkündet,
das über Länder und Ozeane
aller Bedrängten Herzen entzündet.
Einmal, nach all den Stürmen,
wenn sich die Blutnacht erhellt,
rauscht sie von allen Türmen
einer eroberten Welt!

Erich Weinert

STALINGRAD

Die Gelegenheit, persönlich zu den Soldaten an der ront zu sprechen, ergab sich für mich und einige deut-he Antifaschisten, wie Walter Ulbricht und Willi Bredel, ch der Einkesselung der 6. Armee vor Stalingrad.

Ende November schnitt eine mächtige, überraschende ffensive der Roten Armee den vorgeschobenen deut-hen Frontbalkon, der mit seiner äußersten Ausbuch-ng bis in die Stadt Stalingrad und an die Wolga reichte, und drängte die Hauptfront nach Westen. Die 6. Armee ar eingekesselt. Die Lage für sie wurde jeden Tag aus-htsloser. Weiterer Widerstand mußte zur sinnlosen nopferung der Eingekesselten führen. Das versuchte ch die Rote Armee ihnen klarzumachen. In zahllosen ugblättern wurde ihnen die wahre Lage geschildert. Es urde gewarnt, wenn der Kessel erst im Kampf liquidiert rden müßte, so würde der größte Teil der 6. Armee um-mmen, ein sinn- und zweckloses Opfer. Aber für diese rlichen Warnungen schienen die im Kessel taub zu sein.

Da machten wir, einige Deutsche, die in Moskau leb-, dem Kommando der Roten Armee den Vorschlag, s zu unseren irregeführten Landsleuten unmittelbar echen zu lassen, als Deutsche zu Deutschen, vielleicht, ß sie *unsere* Warnungen nicht einfach als „Feindpropa-nda" abtaten. Wir konnten zu ihnen ja in Flugblättern echen oder durch die starken Lautsprecher, die es an Front gab. Vielleicht war es doch möglich, sie davon zu erzeugen, daß sie betrogen wurden, daß sie bei ihren hrern im Hauptquartier schon als abgeschrieben galten.

Das Kommando willigte ein. Anfang Dezember 1943

waren wir an der Front. Tagsüber hockten wir in Bunkern und schrieben Texte für Flugblätter. Wir erklärten ihnen die Situation. Wir entlarvten die verbrecherischen Absichten ihrer Führung. Wir redeten mit aller Eindringlichkeit und aller Leidenschaft zu ihrem Verstand, zu ihren Herzen, wir beschworen und warnten.

Wenn es dunkel geworden war, pirschten wir uns mit unserem Lautsprechgerät so dicht wie möglich an ihre vorderen Linien heran und sprachen durch mächtige Reproduktoren in die stille Winternacht. Zuerst antworteten sie hier und da mit Minen- und MG-Feuer und versuchten, uns zum Schweigen zu bringen. Aber wir ließen uns nicht entmutigen. Uns beseelte nur ein Gedanke: die Hunderttausende Betrogenen da drinnen vor dem Tode zu retten, der unabwendbar war, wenn erst die Artillerie und die Feuerorgeln das Wort haben würden.

Da geschah etwas, das uns Hoffnung machte. Wenn wir zu sprechen begannen, hörten sie auf zu schießen. Es wurde ganz still an der Front. Und als wir hinüberriefen: Wenn ihr uns verstanden habt und weiterhören wollt, gebt zwei rote Raketen oder drei Feuerstöße, so wurde drüben oft prompt auf diesen Ruf reagiert.

Aber es kam und kam nicht zu den erhofften Aktionen auf der andern Seite. Überläufer kamen, ja. Einzelne, wohl auch kleinere Trupps. Aber auch bei denen dauerte es immer eine kleine Weile, bis sie die Angst überwunden hatten. Erst als sie merkten, es geschah ihnen nichts, und sich dazu noch Deutschen gegenübersahen, fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen. Sie baten, auch Flugblätter hinüberzuschicken zu ihren verblendeten Kameraden oder zu ihnen zu sprechen. Manche Nacht haben wir so mit ihnen bis zum Morgen in den Bunkern gehockt, Brot und Speck gegessen, geraucht und über das Schicksal Deutschlands gesprochen.

Es gab zwar viele Sture unter ihnen, denen die Fähigkeit, logisch zu denken, schon völlig abhanden gekommen war, aber es waren auch aufgeweckte Jungen darunter, bei denen der braune Lack sehr schnell absprang, wenn man vernünftig mit ihnen diskutierte.

Wir fragten immer wieder, ob die drüben denn unseren Worten nicht glauben und warum sie denn nicht handeln und selbst Schluß machen. Ja, wurde uns stets erwidert, die Offiziere erzählten jeden Tag: die da drüben sprechen, das sind gar keine Deutschen, das sind Schallplatten mit Feindpropaganda. Außerdem werde der Durchbruch der Ersatzpanzerarmee jeden Tag erwartet. Überall hätte es ja geklappt. Warum sollte es jetzt bei Stalingrad *nicht* klappen? Und wenn man schon umkäme, dann lieber im Kessel, denn die Russen machten ja doch keine Gefangenen.

So ließen sie sich hinhalten. Denn sie glaubten weiter an den Schwindel; und sie wollten wohl auch an ihn glauben, da sie sich in ihrer anerzogenen Überheblichkeit nicht eingestehen wollten, daß ihr Siegeszug jetzt begann, rückläufig zu werden.

Manchmal versuchte ich es mit Gedichten, auf Flugblättern oder durch den Lautsprecher.

Die Erfahrung hatte gezeigt, daß die Worte des Gedichts oft leichter ans Herz vordrangen als Flugblattprosa. Ich sprach im Namen ihrer Frauen und Kinder. Solche Gedichtblätter, wie ich später von den Gefangenen hörte, wurden meist nicht als Feindpropaganda abgeliefert; die meisten legten sie sorgfältig ins Soldbuch. In den verzweifelten Bunkernächten wären sie oft hervorgeholt und gelesen worden. Aber keiner von ihnen hatte den Mut, aufzustehen und seine Kameraden zur Aktion aufzurufen. In einem Gedicht um Weihnachten sagte ich zu ihnen:

Und wie die eiserne Fessel
vor Stalingrad euch umspannt,
ist bald auch Deutschland im Kessel,
von allen Seiten berannt.

Dann ist es mit Hitler zu Ende.
Und Deutschland, wenn es befreit,
braucht eure lebendigen Hände
für eine bessere Zeit!

Die Soldaten, mit denen wir sprechen konnten, sagten: Ja, das ist richtig, keiner soll sich mehr für diese Betrüger hinschlachten lassen. Aber die im Kessel wollten nicht begreifen.

Die Überläufer, die sich mehrten, sahen immer ausgehungerter aus. Im Kessel gab es nichts mehr als Wassersuppe aus Pferdeknochen und 100 Gramm Brot pro Tag. Die Versorgung aus der Luft, die Göring so prahlerisch angekündigt hatte, war ein volles Fiasko. Täglich stürzten abgeschossene Ju 52 außerhalb des Kessels ab. Briefe von Angehörigen der Eingekesselten lagen im Schnee verstreut. Wir lasen nachts aus ihnen vor, wenn wir an den Lautsprechern saßen. Aus den verzweifelten Briefen ging hervor, daß das Schicksal der Eingekesselten große Unruhe in Deutschland hervorrief.

Der Tag rückte immer näher, wo die Rote Armee nicht mehr abwartete, bis die Befehlshaber im Kessel zur Einsicht kamen, sondern mit der ganzen Kraft ihrer Waffen zuschlagen mußte. Dann würde der Kessel zusammengehauen werden. Und was würde dann noch am Leben bleiben!

Am 8. Januar überreichte die Rote Armee ein ehrenvolles Kapitulationsangebot. Es war die letzte Frist. Aber das Angebot war auch ein Ultimatum. Wurde es nicht bis zum 10. Januar angenommen, so begänne der Angriff. Jetzt stand das Leben von Hunderttausenden auf des Messers Schneide.

Fanden sich nun einsichtige Kommandeure im Kessel, die von sich aus handelten? Oder fanden sich mutige Landser, die gegen den Willen ihrer Offiziere handelten? Davon hing alles ab.

In dieser kurzen Frist versuchten wir es noch einmal, mit aller Eindringlichkeit die furchtbare drohende Gefahr aufzuzeigen. Einzelne kleine Trupps kamen. Wir fragten: Was ist nun los? Wird drinnen bis morgen Schluß gemacht? Sie schüttelten die Köpfe. Die Offiziere hätten gesagt, heute oder morgen bräche die Entsatzarmee durch. Man könnte ihre Geschütze schon dicht vor dem Kessel hören. Das Ultimatum wäre ein Bluff. Der Russe hätte ja gar nicht mehr die Kraft, den Kessel einzudrücken. Und was solcher Dinge mehr waren.

Warteten die drinnen auf ein Wunder? Scheinbar. Denn nichts regte sich. Auf das Ultimatum erfolgte keine Antwort. Nun war es zu spät.

Am 10. Januar mittags setzte wie mit einem Schlag die russische Artillerie aller Kaliber ein. Da gab es keine Deckung mehr. Alles wurde zerstampft. Die Bunker flogen in die Luft. Die Schützengräben waren nach Stunden nur noch ein Blutbrei. Es war wie das Donnern des Weltuntergangs. Das Unabwendbare nahm seinen Lauf.

Aber immer noch versuchten wir zu retten, was noch zu retten war. Wo die Rote Armee beim schnellen Vordringen in den Kessel neue Stellungen besetzt hatte, rückten wir sofort nach und riefen in den Feuerpausen hinüber: Schluß! Waffen strecken! Wer kapituliert, bleibt leben!

Aber sie setzten ihren sinnlosen Widerstand fort oder rannten in panischer Angst nach hinten, wo sie wieder in die Feuerzone der Granaten und Minen kamen, aus der es keine Rettung mehr gab. Jetzt streckten Kompanien und Reste von größeren Einheiten die Waffen. Aber sie gerieten zum Teil wieder ins Feuer und kamen nur mit Verlusten herüber.

Je mehr das Schlachtfeld sich verengerte und schließlich nur noch einen kleinen Kessel um Stalingrad bildete, desto grausiger wurde das Bild der Vernichtung. Die weiße Steppe war nichts mehr als ein entsetzliches, bluti-

ges Trümmerfeld von aufgerissenen und zerstampften Panzern und Kanonen, von brennenden LKWs und aufgefetzten Leichen.

Erst in den letzten Januartagen kamen einige wenige Kommandeure zur Besinnung und erklärten sich bereit zu kapitulieren. Was mit ihnen aus dem Kessel herausmarschierte, waren kümmerliche zerlumpte Reste. Dann krochen nach und nach die letzten Zehntausende aus den qualmenden Ruinen und Bunkern und hoben die Hände. Die letzten Bastionen waren zum Schweigen gebracht. Der letzte Schuß war gefallen. Nicht mehr als neunzigtausend waren der Rest, die der Hölle von Stalingrad noch lebend, halb verhungert, zerlumpt und verlaust, entgangen waren. Zweihundertvierzigtausend waren in der Zeit von drei Wochen im Feuer hingemäht worden, weil sie die Warnungen redlicher Deutscher in den Wind schlugen und sich auf Hitler und seine Oberbetrüger verlassen hatten.

Eine Hoffnung aber gaben wir doch nicht auf: Wenn die Katastrophe von Stalingrad in der Heimat bekannt werden würde und *wer* es war, der diese viertel Million in den Untergang trieb, indem er ihr Vertrauen verbrecherisch mißbrauchte, so würde ein Sturm der Empörung unser ganzes Volk erfassen und es zu einer Erhebung gegen die regierenden Banditen kommen. Aber auch die Kraft der Empörung war in unserem Volke gebrochen worden. Es führte weiter gehorsam Krieg. Bis aus dem Kessel Stalingrad der Kessel Deutschland geworden war, wie ich es in dem Gedicht vorausgesagt hatte.

Ich klage an!

Ich bin die Stimme der toten Millionen!
Ich schreie weit in das Land hinein!
Auch das Gedröhn der Kanonen
Kann meine Stimme nicht überschrein!

Im Namen all meiner Todesgenossen:
Für alles Blut, das Deutschland vergossen!
Für alle Tränen, die Deutschland weint!
Ich klage an unsern schlimmsten Feind:

HITLER!

Ich klage ihn an des Hochverrats!
Ich klage ihn an des Attentats
Auf Freiheit und Recht!
Ich klage ihn an des gebrochenen Worts!
Ich klage ihn an des Betrugs und Mords
An einem ganzen Geschlecht!

Der seine Herrschaft mit Blut begann,
Der eine entmenschte Unterwelt
Zu Henkern an unserem Volk bestellt,

IHN KLAGE ICH AN!

Ich klage ihn an vor aller Welt,
Der uns statt Frieden, Freiheit und Brot
Nichts brachte als Krieg und Schande und Not!
Ich klage an!

DER SPRUCH IST GEFÄLLT!

Er heißt:

DEN TOD!

IM NAMEN DEUTSCHLANDS! RICHTET IHN!

IHR SEID DIE VOLLSTRECKER! VERNICHTET IHN!

ERICH WEINERT

Das Lied vom ehrenhaften deutschen Soldaten

Ich stand die Nacht allein auf Wacht.
Die Pappeln rauschten im Wind.
Da hab ich an meinen Garten gedacht.
In der Laube spielte mein Kind.

Da hat das Heimweh mich übermannt.
Der Mond kam über die Schlucht.
Ich lief nach hinten ins weite Land;
Es war wie eine Flucht.

Und als der Morgen hinter mir stieg,
Da war ich weit vom Schuß.
Wie war es hier schön und still vom Krieg.
Ein Dörfchen lag am Fluß.

Ins erste Häuschen trat ich ein:
Ich komme als Freund und Gast!
Sie sagten: „So magst du willkommen sein,
Wenn du kein Obdach hast!"

Sie gaben mir einen Kittel und Schuh.
Ich gab ihnen mein Gewehr.
Sie sagten: „Genosse, sei guter Ruh!
Hier finden sie dich nicht mehr!

Bald ist der verfluchte Krieg vorbei.
Wir jagen die Hunde hinaus!
Dann bist du der Unsre, dann bist du frei
Und fährst in Frieden nach Haus."

Sie haben mir Brot und Milch gebracht.
Nun war ich nicht mehr ihr Feind.
Ich sprach mit ihnen die halbe Nacht.
Im Dunkeln hab ich geweint.

Am Morgen sagte ich meinen Entschluß.
Ich wurde ihr Partisan.
Da habe ich meinen ersten Schuß
Für Deutschlands Freiheit getan!

Sie haben mir Brot und Milch gebracht.
Nun war ich nicht mehr ihr Feind.
Ich sprach mit ihnen die halbe Nacht.
Im Dunkeln hab ich geweint.

Am Morgen sagte ich meinen Entschluß.
Ich wurde ihr Partisan.
Da habe ich meinen ersten Schuß
Für Deutschlands Freiheit getan!

Erich Weinert (1890-1953): Der katholische Nordpol. -- 1928

Du lieber Gott da hinten hinterm Äther,

Du wirst uns hoffentlich nicht böse sein,

Wenn wir heut deinem Generalvertreter

Auf Erden einmal unsre Strophen weihn.

Wir wissen, Dass du *deinen Hohenpriestern*

***Nur selten große Geistesfunzeln* gabst.**

Doch heute hebt sich strahlend aus dem Düstern

Ein geniales Kirchenlicht, dein Papst.

Er hatte zwar das Pulver nicht erfunden

Und auch nicht das Perpetuum mobile.

Doch hat er jetzt den Nordpol überwunden

Mit Hilfe des Ballons von Nobile.

Ein Riesenkreuz von zirka einem Zentner

Hat er Herrn Nobile mit eingepackt.

Dazu kam noch ein schöner pergamentner

Erlass, den Mussolini hingehackt.

Rom wird modern, der Nordpol wird katholisch;

Denn dort steht nun das Kreuz vom Pontifex.

Da freuen sich die Eisbären diabolisch

Und lassen vor Begeistrung einen Klecks.

Das Kreuz soll fürderhin am Nordpol stehen.

Im kindschen Spiel liegt oft ein tiefer Sinn.

Es hat sich alles um das Kreuz zu drehen!

Da kann sogar die Erde nicht umhin.

Die Geistverkleisterungszentralbehörde

Hat wieder einen Teil der Welt besiegt.

Wenn nur die Achse unsrer armen Erde

Sich bei der Last der Dummheit nicht verbiegt!